



Wo der Impuls des Herzens dem Intellekt diktiert ...

von Eva M. Kittelmann

Mein lieber junger Freund!

Der rotgoldene Sonnentag glüht nach; ich verlasse den Platz in der Loggia nur ungern. Aber mit den Abendwolken ziehen auch Erinnerungen vorüber, darunter eine sehr eindringliche, die mich mahnt, diesen lange aufgeschobenen Brief an Dich zu schreiben.

Du hattest mir mehr als einmal gestanden, noch immer nicht so weit zu sein, meinen Standort als Schriftstellerin zu erfassen, meine Haltung gegenüber Kunst und Literatur zu begreifen – wiewohl Du bekanntest, jedes Mal glücklich zu sein, wenn Du mich aus Gedichten oder dem Roman lesen hörst, wie bewegt, berührt Du wärest in dem Gefühl, in eine *terra incognita* entführt zu werden, auf eine Insel des – Du fandest das Wort nicht, ich helfe Dir! – „Anders-Seins“. Und all das, merktest Du an, obwohl Du als Manager und Ökonom so gut wie keinerlei lyrische Geneigtheit in Dir verspürtest.

Und unvermittelt kam immer wieder Deine Frage: Wie ist das bei dir und jenen, die schreiben? Die aus sich heraus, völlig ungefragt, Worte heraufzaubern, Wendungen aussinnen, die faszinieren – wie kommt das zustande, was löst „es“ aus? Gibt es Erklärungen, Rezepte dafür, was da vorgeht im kreativen Menschen, der sich „zum Schreiben“ entschließt? Erklär es mir bitte, hast Du öfter gesagt – es ist so was Geheimnisvolles für mich.

So also heute dieser Abendbrief an Dich, wobei Du ein wenig den Stellvertreter machst, den *Lieutenant* für alle jene und die vielen – sagen wir – „Freunde rundherum“, die wahrscheinlich im Großen und Ganzen auch wenig Ahnung haben, was da vorgeht „beim Dichten“.

Freilich gibt es ganze Bibliotheken über künstlerische und schriftstellerische Inspiration und Imagination: wie einer seine Verse aus sich herauswirft, sie umbaut, ausbaut, verklärt, auch verfremdet, oder wie ein anderer Plot um Plot für Dramen oder Drehbücher entwirft und lebensvolle Gestalten in erfundene Situationen setzt, oder ein Dritter sich auf minutiöse Naturbeschreibungen versteht. Nach Francis BACON (dem Maler, 1909–1992, bekannt durch seine „bold, graphic and emotionally raw manner of imagination“) entspringt Kunstschaffen einer „Sensation des Nervensystems“, sei es durch

Zufall oder Katastrophe, oder im Zwang nach Dokumentation. Kunstschaffende stellen in einer Art Ablösungsvorgang „etwas über sich hinaus“, sie entgrenzen. Ihre Werkzeuge sind Hirn und Hand, das Material der Schreibenden ist allein die Sprache. Aber insgesamt wird es allemal der (Im)puls des Herzens sein, der dem Intellekt diktiert. Da gibt es weder Kalkül noch *raisonnement*. Wer zu schreiben beginnt, begibt sich im Grunde in ein zweites Leben. Der irische Romancier John BANVILLE sagt es deutlich: „Man geht nicht zur Kunst um zu entkommen, sondern um zu verweilen; nicht um zu fliehen, sondern um einzutreten“.

Der Anfang ist seltsam undefinierbar. Jedenfalls schreibt, der dichtet, zunächst kaum jemandem zuliebe und selten im Hinblick auf ein „Publikum“ (Ich spreche hier nicht von schreiberi-schen Bemühungen etwa für Literaturwettbewerbe, nicht von Gelegenheitsgedichten oder Auftragswerken!). Beim Lyriker macht den Beginn meist ein Anschreiben, um nicht zu sagen **Anschreien** gegen etwas, eine gewollte Befreiung, durchaus verbunden mit einer gewissen Aufmüpfigkeit. Es entsteht eine Art Gegenrede, Widerspruch zum üblichen „Geschwätz der Menge“, vor allem aber gegen die im Moment empfundene Stille, die keine Leere sein muss, sondern schon viel in sich trägt und vieles gebären kann: Ängste, Widerwillen, Ekel brechen hervor, aber auch Sehnsucht und Suche nach einem Hinweg, Hinauf und „Darüber hinaus“.

Der Dichtende geht immer einen Weg: von Hier nach Dort. Du erinnerst Dich an mein Lyrikbuch *Dahinterkommen*? In solcher Intention schreiben, ist ein Teil dessen, was Dichtung ausmacht – dass der Schreibende nämlich sich beruhigt, gestillt erscheint von dem, was er erdacht, erspürt und niedergelegt hat in diesem Moment des „werdend gewesen zu sein“, mit dem mein Gedicht *Nichts bleibt für immer* schließt. Womit ich ausdrücken will, dass die schöpferische Stunde nur eine Phase darstellt zwischen der Findung und dem Verzicht: Ich habe (es) geschrieben, aber ich habe es entlassen, d. h. nun, auf Papier gebannt, um es Dir, jener Freundin dort oder welchen Anderen immer zu überlassen ...

PASTERNAK schrieb einmal, „die besten Werke der Welt, sie mögen von Verschiedenstem künden, erzählen in Wahrheit von ihrer Geburt. In der Suche nach sprachlicher Form und haltbarem Ausdruck geht es um den Weg nach draußen,



öffnet sich das Ich selber, öffnet sich für andere Menschen“. Selbst in seinen privatesten Aufzeichnungen über Ängste, Hass, Liebe usw. suche der Dichter nach Wegen befreiender Artikulation. Joschie ANZINGER hat den Vorgang so zusammengefasst: „Gedichte schreiben, das ist kein Selbstkult, keine Wegelagerung auf eine Chance ... keine Abholzung um mich herum um meines Namens willen ... sondern Eigenrettung ... Zwiegespräch mit dem Unnennbaren. Ich weiß, ich war damit niemals allein.“ Aus dieser Spannung heraus verströmt sich der Dichtende in Lauten, Silben, Wörtern, Kompositionen; lehnt sich aus dem Fenster der Banalität weit hinaus, seine Niederschrift den Einflüsterungen seines ihm innewohnenden *daimonion* entlehnend.

Heute wird vielfach gemeint, dass Lyrik so reduziert wie möglich zu sein hat, das Narrative trete zurück, um reizvoller Verschlüsselung Platz zu machen. Was unter diesem Aspekt vielfach entsteht, sind rätselhafte, hermetisch zu nennende Gebilde, denen gegenüber „der Andere“ verständnislos bleibt – mag er sie noch so „schön“ empfinden. Dass das meine Sache nicht ist, hast Du gemerkt. Ich trachte in meine Texte – als Wegweisung, Ariadnefaden – immer wieder Ambiente und Atmosphäre einzubringen, die grundlegende Absicht zu transportieren, um Verständnis zu ermöglichen, es wenigstens zu erleichtern. Ich wünsche mir, dass dort, wo etwas „auftönt“, es auch durch-töne – *per-sonare* ist das lateinische Wort; nur so kann es zu einer An-Rede werden. Wo das nicht geschieht, wo ein Text anmutet, als würde Rumpelstilzchen rufen: „Ach, wie gut, dass niemand weiß ...“, verbleibt, fürchte ich, nur ein gewisser „Eigenwert“ des Geschriebenen, und also *l'art pour l'art*. Da schreibe ja Ego an Ego: Sieh her, wozu ich imstande bin, und es kann noch besser werden. Das perfekte Kunstwerk also? Abgehoben vom Wortgebrauch „normaler“ Kommunikation? Und wenn einer seine Gedanken womöglich ins Korsett weit hergeholter Versmaße und Reimformen gezwängt hat – bis der lebendige Ansatz verloren, bis „die Luft raus“ ist? Was lyrisch frei fließen sollte, erscheint in vielen Fällen überästhetisiert und damit tot.

Solche Missgriffe, die in gebastelte Künstlichkeit münden, darf man wohl mit Recht *l'art pour l'art* nennen.

Das ist natürlich ein Schlagwort, und Schlagwörter taugen nicht viel. Aber mir stehen da auch die Wortdrechsler, Silbenzähler, Lautverschieber vor Augen, welche die Sprache trickreich sezieren, sie bis zum Exzess ausschlachten. Dieses *l'art pour l'art* ist am Ende – verzeih, dass ich ein drastisches Bild verwende – nichts als eine kunstbeflissene Onanie: Man begeilt sich so lang an der Politur der Endfassung, bis „alles hinhaut“, bis alles glänzt, und doch womöglich Talmi bleibt. Lässt dieses Um- und Ausarbeiten im elfenbeinernen Turm des Poeten tatsächlich jene Wollust entstehen, von der ein Roland BARTHES spricht – und für wie lange? Vielleicht, bis

dann die elitäre Schönheit, womöglich für nichts und wieder nichts hervorgebracht, sich selbst verzehrt? *L'art pour l'art* zu schreiben, vermag einen Schreibenden zu befriedigen, ihm seine Kunstfertigkeit bestätigen, aber was bleibt, ist schwer oder gar nicht vermittelbar. Der Eindruck eines unlebendigen, unverständbaren Narzissmus herrscht vor. Du merkst, ich sag das mit einiger Widerständigkeit.

Schreiben erscheint mir dort lustvoll und geglückt, wo keine Spur von Bedauern mehr übrig ist, sich geöffnet, *geoutet* zu haben in aller Wahrhaftigkeit, wo der Schreibende unerschrocken vom erst vielleicht noch brutalen Ausdruck in die größtmögliche Vergeistigung seines Themas wandert, oder, wo es die Logik gebietet, auch einmal *vice versa*. Wo man erkennt, da war nichts zu schönen, nichts zu verniedlichen, da ist kein Wort zurückzunehmen, denn so und nicht anders hat es sich dem bewusst Gestaltenden ergeben. Wer so schreibt, dass „etwas“ anklingt, das dem Hörer, Leser zumindest marginal erfassbar wird, wer seine Sache, seine Seele mit einem Text zum Leuchten bringt, mag Dichter genannt sein.

Vielleicht wiederhole ich mich, aber der „wahre“ Dichter kann nicht umhin, als Person zu sprechen, er konkretisiert, was an Idee grundgelegt ist, er gibt dem Gedachten die ihm seinsgemäße Form. *Fiat verbum*. Seine Niederschrift freilich sei letztlich so geartet, oder besser: „geartet“, dass das Resultat dem bzw. den Anderen übereignet werden kann, um ihm und ihnen zu **gehören**, vielleicht einer erst unbekanntem, anonymen Menge von Leuten. Selbst wenn sie damit „nichts anfangen“ könnten – es existiert, und sei es nur im „luft- und liebeleeren“ Raum – existiert als Zu-Eignung, als „Widmung“.

Was ich sagen will: Der Schreibende (seine Idee) und der Rezipient (Leser) bedingen einander – sie müssen sich persönlich gar nicht kennen. Das ist der Punkt.

Oder, wie ein Bücherfreak, Vielleser diesen eigentlich geheimnisvollen Vorgang neulich so interpretierte:

„Im Grunde dient ein literarisches Werk dem Dialog – der Schöpfer (sein Werk) und der Leser dieses Werkes sind wie die zwei Seiten einer Medaille, die je verschieden aufleuchten, aber untrennbar zusammen gehören. Selbst in der Skala der jeweiligen Befindlichkeiten sind sie einander durchaus ähnlich. Beim Autor in der Freude über „seinen Wurf“ bis hin zur Distanzierung vom eigenen Versuch oder gar dessen Verwerfung – beim Gegenüber in der glückhaften Erfahrung des Lesegenusses bis zu einem ‚nein, danke, das gefällt mir ganz und gar nicht‘ – alles das ist möglich ...“

Ja, Schreiben und Lesen sind durchaus mit Lust verbunden, sonst täten wir's ja nicht. Es mag dann und wann in etwas wie Wollust ausarten, wenn der Dichter erkannt hat, dass auf



dem Papier sein **Eigentliches** hinterlassen erscheint. (Wenn du einmal *Lust* hast, kannst du dazu die Spekulationen des Roland BARTHES in *Die Lust am Text*, Suhrkamp-Verlag, vergleichen!) Aber auch lesen, „es“ wieder und wieder lesen, es sich selber anhören, „antun“, als ob da schon Publikum wäre, kann lustvoll sein. Es beglückt, wenn ein Text wohlklingt, schmeckt. Und natürlich darf ein kleiner Schauer Zufriedenheit entstehen vor dem „Selbstgemachten“ – aber eben nicht im Sinne von *l'art pour l'art*, sondern in dem unbedingten Wollen, das nach außen drängt – hin zu dem, zu den Anderen: Für Dich, für euch habe ich geschrieben. – *pour les autres*.

Dann kann auch dieses „Liebend erkennen“ eintreten, von dem Ernst JÜNGER („Epigrammatischer Anhang“ zu *Blätter und Steine*) spricht; Heinz Ludwig ARNOLD hat die Stelle in *Reiz der Wörter* (Reclam) treffend ausgelegt als eine, seine „Maxime für den Umgang mit Menschen: im dialogischen Verhältnis dem Anderen nicht nur rational zu begegnen, sondern ihm auch emotional entgegenzukommen und ihm dabei sein Eigenes, sein Geheimnis zu belassen – sowohl als auch“.

In diesem Stadium endet das Wirken, das Werk des Dichters tatsächlich. Er hat geschrieben, es not-wendig, Not wendend empfunden. „Es“ ist ihm aus der Hand gefallen, verschwunden aus dem Gemüt, dem Vergessen anheim. Von da kommt vielleicht auch die „postnatale Depression“ von Autoren, die nach dem Erscheinen ihres Buches in ein schwarzes Loch fallen: Das war doch nicht ich, sagt die Hand; nein, sagt das hohl gewordene Hirn, das war doch nicht in mir – oder doch? Trotzdem, Autoren, Autorinnen werden vorgeführt, *pleno publico*. Dann ist nichts mehr zu sagen als „Nehmt hin, es ist euer.“ Es passiert oft, dass Schreibende, nach Monaten oder Jahren eines ihrer Bücher aufschlagend oder einen Abdruck auffindend, richtig entsetzt sind: „O Gott, da steht ja mein Name – ich, wann hätte ich *das* verfasst ...?“

Nun, Du weißt, lieber Freund, ich bin alt geworden, höchst ungewiss, wie lange ich noch bleiben darf. Aber gerade jetzt schreibe ich mehr, intensiver als ich sollte oder müsste; gieriger, wilder, kaum mehr „die besseren Worte“ suchend, wie Ilse AICHINGER die Arbeit an der Sprache nennt. Schreibe unpoliert, rau, roh, frech. Das alles geschieht schon ein wenig *ad testamentum*, in einer wachen Ehrlichkeit des Denkens.

Vielleicht wirst Du darüber lächeln eines Tages, wenn ich fortgegangen bin. Ein schönes Wort ist mir eingefallen: „Die besten Sachen schreiben wir, solange die Erwartung noch die Erfüllung übersteigt.“

So betrachtet, bin auch ich selbst Literaturkonsumentin, immer offen für dichterische Impressionen, und in solchen Momenten eben eine von Vielen, die sich anrühren, ergreifen lassen, ergriffen werden – ehrfürchtig vor dem oder jenem

poetischen „Wahrwort“. Umso mehr, da ich ja aus Erfahrung weiß, wie oft Herzblut und Tränen zusammenfließen zu einem Text.

Darum denke ich auch, dass nichts von dem, was wir haben – sei es, dass wir „es“ geschaffen oder geschenkt bekommen haben – uns allein gehören dürfte. Vielmehr sollen „die Güter“, das Gute, das wir erkannt, bewahrt, gesammelt haben, vermittelt, weitergereicht, mit Anderen geteilt, ihnen **gewidmet** werden. Diese Auffassung gründet schon auch in meiner religiösen Überzeugung – niemand weiß das besser als Du.

Hatte ich Dir eigentlich je erzählt, dass unser lieber „Vetter in G.“ sich mein *Doppel-Sonett* in Handschrift, passend auf ein A-4-Blatt, als Autograph zum Rahmen und „Hängen“ in seinem Kunstkabinett gewünscht hat? So etwas ist natürlich wie ein Ankommen, ein „liebend erkannt sein“ und aufgenommen werden von einem, der verstanden hat.

Verzeih, mein Lieber, die Überlänge dieses Briefes. Ich bin mit meinen Gedanken und Argumenten im Kreis gewandert, aber hoffentlich an den Ausgangspunkt zurückgekehrt – zu Deinem Interesse als Hörender, Lesender an meinen Texten; zu dem Wohlgefühl, dass Du dabei empfunden hast, wie Du sagtest, und dass in diesem Falle genau Du „dieser Andere“ bist, dessen „erst noch entfernte“ Existenz das Dichterwort bereichern kann – persönlich wie literarisch.

Manche Frage mag offen bleiben – ich lasse es gut sein für heute. Dieser Sermon mag Dir nicht zu kopflastig, zu „sachbezogen“ erscheinen! Wir haben gewiss noch Gelegenheit, uns darüber auszutauschen. Aber du weißt, im Schreiberischen bin ich immer auf der sicheren Seite und eine Spur eloquenter als im Gespräch *face to face*. Keine Ahnung, woran das liegt.

Für heute: *Vale!* *E.M.*

Eva M. KITTELMANN, geb. 1932 in Wien, lebt auch hier. Studien in Theaterwissenschaft und Publizistik, Schauspielerin, Buchhändlerin. Erst nach 40jähriger Tätigkeit im Verlagswesen als Lektorin und Übersetzerin eigene Publikationen: Lyrikbände „Atrium tanzender Stille“ (1993), „Dahinterkommen“ (1997); selbst rezitierte CDs mit Musik: „Ich bringe dir mein Lied“ und „Warten was sich zeigt“. Roman „Die Aufgabe oder Eros wie im Himmel so auf Erden“ (2009); „Die Quadratur der Verse“ (Lyrische Traumsequenzen) und „Podium-Porträt“ Nr. 66 (beide 2012). Veröffentlichungen von Lyrik und Essays in Zeitschriften und Anthologien. Zahlreiche Mitgliedschaften in literarischen Gesellschaften, z. Zt. Präsidentin des Verbandes Katholischer Schriftsteller Österreichs.